

Der Roman eines Todten.

Novelle von Max Langenberg.

Ich war gestorben. Keines natürlichen Todes. Beim Schiffschlaufen war einige Schritte von mir ein kleiner Junge in das Eis eingebrochen; es war mir zwar gelungen, ihn herauszuholen, aber dabei war ich selbst unter die Eisbede geraten, und als man mich endlich hervorzog, da wollte trotz aller Wiederbelebungsversuche das entschwundene Leben sich nicht wieder einstellen.

Sie war ich denn mit einer guten That aus dem Leben geschieden. Und das tröstete mich etwas für die große Reise, die ich angetreten hatte.

Der Arzt hatte den Todtinschein geschrieben und war dann mit einem bedauernden Blick auf mich fortgegangen. Die Diakonisse, die man zu einigen Handlungen schnell herbeigerufen, leistete mir den letzten Liebesdienst; sie drückte mir die Augen zu und zündete dann die Lichter auf meinen zwölf silbernen Leuchtern an. Die stellte sie mir zu Häupten, sechs auf die eine, sechs auf die andere Seite. Danach sprach sie mit halblauter Stimme ein Sterbegebet, und dann ging auch sie, und lautlos klinkte sie die Thür ins Schloß.

Nun lag ich allein da auf meinem Lager, und Niemand hielt Todtenswoche bei mir. Ich hatte ja keine Menschenseele auf der ganzen weiten Welt, die dies hätte thun können; vor stand mir, dem elterlichen Junggesellen, so nahe, daß ich ihm noch als Todter etwas gekostet hätte?

Still war's im Zimmer, ganz still: die Stille des Todes. Auch die große Wanduhr war stehen geblieben; die Diakonisse hatte sie angehalten. Und immer war es mir, als müsse nun plötzlich in diese große Stille hinein die Stimme des Weltentrichters erschallen, die mich aufforderte, vor seinem Thron zu treten und Rechenschaft von meinen Thaten zu geben. Wirre Gedanken, die sich untereinander anklagten und entschuldigend, kreuzten mir das Hirn, und ich zerrüttete mir den Kopf, was ich wohl bei jenem letzten Verhör dem weltlichen Richter zu antworten hätte.

Was es ein Wunder, wenn mein ganzes abgeschlossenes Leben vor meinen Augen vorüberzog? Klar, mit fast erschreckender Deutlichkeit strömten längstvergessene Bilder vor mir auf, sah ich Menschen, die mir längst in's dunkle Todtenreich vorangegangen waren. Und wenn ich mich ehrlich fragte, so mußte ich mir gestehen: viel war es ja nicht, was ich in die Waagschale zu legen hatte, in der meine guten Thaten sich befanden. Ein junger Mann vom Ende des Jahrhunderts, reich, unabhängig, stets von einer Schaar lustiger Freunde umgeben — wo ist der, von dem in solchem Falle gesagt werden kann: „Siehe da, ein Gerechter!“

Freilich, manche Werte christlicher Liebe hatte ich gethan: ich hatte von meinem Ueberflusse den Armen gegeben, ich hatte keinen Bittenden von meiner Thüre gewiesen, Kirchen und Krankenhäuser hatte ich manche Schenkung gemacht, und alles das mußte doch wohl bei dem Abwägen in's Gewicht fallen. Und wenn ich das alles recht bedachte und dazu überlegte, auf welche Weise ich mein Leben verloren, so wollte mich bedünken, als säße ich die Waagschale in der Hand des Weltentrichters zu meinen Gunsten sich senken, und als dürfe ich ruhig meinem Spruch entgegensehen.

Aber da plötzlich — und wie ein Ring von Eisen legte es sich um mein Herz — da trat ein junges Mädchen herein, zögernd und wider ihren Willen, aber dem Blicke des Richters mußte sie gehorchen. Und nun stand sie vor ihm, mit fliegendem Athem, niedergeschlagenen Augen, aus denen eine Thräne zum Bosen fiel, und auf einen abermaligen Wink legte sie mit zitternder Hand eine Lode in die Waage: hochauf in die Luft flog da die Schale, in der meine guten Thaten lagen!

Und ob auch das Mädchen vor dem Thron des Richters niedersank und bittend die Hände zu ihm emporhob und ihn anblickte: Reche ihm nicht an, Herr, was er mit gethan! — trotzdem erschallte mit Donnerstimme der Ruf: „Zu leicht befunden!“

Zu leicht befunden — um einer Lode willen! Aber diese Lode wog ein Menschenleben, und ich, ich hatte dieses Leben, in freilebem Uebermuth fast zerstört!

Im Tode giebt es keine Beschönigung, keine Schminke. Hart und unerbittlich, wie er in das Leben eingreift, so hart und unerbittlich sind auch die Wahrheiten, die er ausbedet; da läßt

sich nichts mehr vertuschen, nichts hinwegdisputiren, in fürchterlicher Nacktheit steht die Wahrheit da, daß wir vernichtet vor ihr zusammenbrechen, wie der Jüngling vor dem entschleierten Bilde zu Saiz.

So ging's auch mir. Ich sah alles deutlich klar, wie es gewesen war: meine ganze unendliche Schuld an diesem einen frühlingstfrischen Menschenleben sah ich vor mir. Ein Maiabend war es gewesen, klar und düstlich, wie nur je einer, da schritt ich an Anna's Seite durch den alten, herrlichen Schloßpark, in dem die Räume so seltsam und geheimnißvoll rauschten wie nie zuvor.

Wir warteten uns schon längere Zeit und kamen immer, so oft wir irgendwo zusammenkamen, heiter und unbefangenen gewesen, hatten geseher: und uns genest, und keines von beiden war dem andern ein Wort schuldig geblieben. Heute war's anders, wir sprachen keine Silbe, wortlos schritten wir dahin. Anna hatte ihren Arm in dem meinen gelegt, und ich fühlte, wie er leise zitterte. Da plötzlich fiel der Mond voll auf das süße, liebliche Gesichtchen — ich sah's und im selben Augenblick hatte ich sie an mich gezogen und fragte: „Anna, willst du meine Frau werden?“

Sie hatte kein Wort der Entgegnung gefunden; in freudigem Schreden war sie zusammengesunken, ihr Haupt sank an meine Brust und wieder und immer wieder durfte ich die rothen Lippen küssen. Zwei glückliche Menschen waren allein, um uns tiefes, wunderbares Schweigen, nur die Nachtigall sang, und rings war's berauschnende Nacht. — Und dann jener andere Tag; erschreckend deutlich steht er vor mir. Wir hatten den Geburtstag irgend eines Freundes gefeiert und dabei dem Weine mehr zugesprochen, als uns gut war. Die andern waren übermüthig geworden und zogen mich mit meiner Verlobung auf.

„Du Narr“, rief einer, „was bindest du dich an ein armes, mittelloses Mädchen, das dir nichts mitbringt als ein schönes Vörochen.“ „Schweig!“ rief ich, „das sind meine Sachen!“ „Du scheinst aber nicht zu wissen“, fuhr der andere fort, „daß du wegen deiner Thorheit zum Stadtgespräch und zum Stadtgespräch geworden bist!“ „Das ist mir gleichgültig. Ich bin Herr meiner Handlungen.“ „Na, na!“ rief lachend der ganze Chor.

„Jedenfalls hast du eine tollefalle Dummheit begangen!“ sprach dann jener wieder. „Dir stehen die ersten Häuser der Stadt offen, alle Mütter sehnen sich, deine Schwägermutter zu werden, die reichsten Mädchen würden dir ewige Liebe und Treue schwören, und du — nimm mir's nicht übel — gehst wie ein Stoppel auf die Leimruthe, die dir von zwei sterblichen Händen gelegt worden ist!“

„Geht zum Teufel mit eurer Rede!“ rief ich ärgerlich. „Sei klug“, sagt der andere wieder. „Löse die Bande; noch ist es Zeit! Du findest hundertfachen Ersatz, wenn du dann durchaus in die Ehe hinein rennen willst! Die Anna mag ja ganz nett und niedlich sein, aber in die Kreise, in denen du zu Hause bist, paßt sie ganz und gar nicht, und du darfst dich darauf verlassen, daß so und so viele Häuser sich dir verschließen werden, wenn du sie wirklich heirathen willst!“

„Du hast das Zeug, Minister zu werden; bindest du dir aber eine solche Frau an deinen Lebensanzen, dann garantire ich dir, daß du eines schönen Tages deinen Dienst quittiren mußt, weil — weil — na ja, weil deine Frau eben bei Hofe nicht präsentabel ist. Nun weicht du's.“

„Meinetwegen!“ knirschte ich. Aber es lodte und garte in mir wie in einem Vulkan. „Wenn's Liebestranke gäbe“, fuhr der andere lachend fort, und im Chorus lachten alle übrigen mit, „dann könnte man glauben, du hättest einen bekommen, daß du die ganze Wüste nicht fliehst, in die du mit einer solchen Ehe hineinrennst! Die Anna gänzelt dich aber wie einen Ruben — das ist's!“

Da fuhr ich auf. „Jhr Narrn!“ rief ich. „Mein Mensch gänzelt mich! Und damit ich's auch bedirge — frei bin ich, wenn ich will, ganz frei!“ Und durch das geöffnete Fenster hindurch flog mein Verlobungsring auf die beschneite Straße. Einen Augenblick war Todtensstille im Zimmer, dann schloß alles in die Hände, rief „Bravo, bravo!“ und ich — stand da wie einer, der eine große That gethan hat. — Am anderen Morgen wußte Anna natürlich, was geschehen war; gute Freunde hatten es ihr schleunigst hin-

gebracht. Ohne ein Wort schickte sie mir meinen Ring zurück.

Und damit war's aus. Ober doch nicht ganz. Anna's Bruder Richard kam zu mir und wollte mich zur Rede stellen. Ich aber sagte ihm, ich hätte gehandelt, wie Klugheit u. Voraussicht es von mir verlangten. Anna werde sich schon zu trösten wissen. Er aber sah mich mit einem mitleidigen Blick an und meinte, es habe eine Zeit gegeben, in der er mehr in mir vermuthet habe als bloß einen „klugen“ Mann.

Damit ging er, tieftraur, wie er immer gewesen war. Richard und Anna waren waifen, er war die einzige Stütze seiner Schwester, und ich hatte ihn eigentlich immer gut leiden mögen. Jetzt aber haßte ich ihn. —

Alles das zog an mir vorüber, als ich nun auf dem Todtenbette lag, und ein banges Gefühl griff in meinem Herzen Platz. Diese Schuld konnte mir nicht vergeben werden; die Lode, die eine Lode moog zu viel — ein gebrochenes Herz hing daran. —

Endlos schliefen mir die Stunden dahin, jede eine Ewigkeit. Noch immer harrete ich auf den Ruf, der mich zum letzten Verhör befehlen würde. Aber er kam noch nicht.

Dann schloß mir ein anderer Gedanke durch den Kopf ob meine Freunde, meine guten Freunde wohl kommen würden, den letzten Abschied von mir zu nehmen? Sie hätten mit mir gesungen und gezecht, tagaus tagein, sie mußten mir nun auch sicher ein letztes Lebewohl sagen. Freilich, der Weg an ein Sterbend ist schwerer, ist unheimlicher als der zum Trintgelage — aber doch — ja, sie werden kommen!

Ich harrete und wartete: es kam keiner. Sie schickten Kränze, große, prächtige Kränze, aber sie selbst — kamen nicht. Was war ihnen der Todte? War ihnen der Lebende etwas gewesen? Doch — da kam jemand; die Thüre wurde geöffnet.

Einen leisen Schritt hörte ich, dem ein festerer folgte. Und gleich darauf sagte eine ernste, abnehmende Stimme: „Er ist's nicht werth, Anna!“

Wie die Hofame des jüngsten Gerichts schallte mir diese ernste Stimme in die Ohren, daß ich bis in's innerste Herz erbeete. Und gleich darauf hörte ich eine andere Stimme — o, ich kannte sie wohl, kannte sie gut! Hatte sie mir doch so oft Worte der Liebe zugesüßert! „Laf mich, Richard“, sagte diese Stimme. „Meiner kommt zu ihm, ihm Lebewohl zu sagen. Und er ist doch wie ein Held gestorben!“

„Aber daß du zu ihm kommst, daß hat er nicht um dich verdient!“ entgegnete der andere, und hart und scharf klang, was er sagte. „Sei nicht böse, Richard“, hat die erste wieder. „Ich will ihm den letzten Liebesdienst erwiesen.“

Ein leises, unterdrücktes Schluchzen hörte ich. Dann trat jemand an mein Lager heran, und ein Regen von Blumen rauschte darauf nieder. Und jene Stimme, jene weiche, melodische Stimme voll Veröhnung und Vergebung sprach:

„Und wenn sie alle dich vergessen, deine guten Freunde — ich kann dich nicht vergessen! Nicht im Leben, nicht im Tod! Schlaf wohl, du noch immer einzig Geliebter!“

Und warme Rippen fühlte ich auf den meinen brennen — da — was war das? Wie ein Strom warmen Lebens fluthete es durch meine Wern. War ich denn nicht tot? Oder war das die Luft der höheren Welt, die ich mich umwehen spürte?

Im selben Augenblick aber hörte ich einen Schrei: „Richard, komm her! Um Gotteswillen! Er ist nicht tot — er lebt! Er hat die Hand bewegt!“

Einen Moment herrschte eine bange Stille. Dann sagte die männliche Stimme: „Man muß sofort zum Arzt schicken! Schnell, alle selbst hin, Anna! Hier ist noch Hülfe möglich!“

Fliegenden Schrittes hörte ich das Mädchen davonziehen.

Wir aber war es, als sei ein neues Leben über mich gekommen, und hinter mir, in graue Nacht verfunken, sah ich das andere, alte, häßliche. Ich konnte die Augen aufschlagen; am meinem Lager stand Richard, tieftraur, wie immer. Ich sah die Lichter brennen mir zu Häupten, und durch das geöffnete Fenster wehte mich die kühle, frische Winterluft an. Der Arzt kam. Er machte ein erstauntes Gesicht, als er mich ansah. Dann setzte er eine sehr gelehrte Rede auf und meinte: „Em, hm, er lebt! Ein sonderbarer Fall! Aber so etwas kann vor-

kommen: wir nennen das Apoplexie.“ Er untersuchte mich, gab einige Behandlungsmahregeln, und dann ging er wieder.

Apoplexie — so hatte er gesagt, der kluge Mann. Fast hätte mir seine kalte, nüchterne Wissenschaft das warme Leben wieder aus dem Herzen verschleucht, wäre nicht Anna um mich thätig gewesen. Mir war's als müßte ich sie zu mir ziehen, sie um Verzeihung bitten, ihr sagen, daß ich sie doch, doch noch immer lieb habe. Aber ich konnt's nicht, ich fand keine Worte dazu, nur in ihre Augen schaute ich einmal, und das mußte ihr wohl mehr gesagt haben als alle Worte. Denn sie blieb bei mir und wich nicht von meinem Lager. Und so kam es, daß ich eines Tages fragen konnte:

„Glaubt du, daß der Doktor recht hat mit seiner — seiner Apoplexie?“

Sie lächelte. „Es wird wohl so sein“, meinte sie. Ich ergriff ihre Hand.

„Nein“, sagte ich, „so ist es nicht! Mag er den seltenen Fall ruhig in seine Tagebücher eintragen und seine gelehrten Bemerkungen dazu machen; ich weiß es besser: Ich war tot, aber die Liebe, Anna, die Liebe hat den Tod überwunden! Ist's nicht so, Anna?“

Sie antwortete nichts, sie lächelte mich nur an, glücklich und selig, und eine heiße Thräne aus ihren Augen fiel auf meine Hand.

Wilde Wörter.

Von Julius Stettenheim.

Wie es wilde Menschen und wilde Thiere giebt, so giebt es auch wilde Wörter, welche wie jene entweder wild geboren oder allmählig verwildert sind. Es sind Wörter, deren Zähmung unmöglich scheint, ob schon sie sich niemals von den Menschen trennen, und sie unterscheiden sich dadurch von den wilden Thieren, daß diese im längeren Verlehr mit den Menschen ihre Wildheit, wenn auch nicht zu ihrem Vortheil, ganz oder theilweise ablegen. Nicht zu ihrem Vortheil, sage ich, denn die unglückseligen, in die Gewalt der herrschlichen Kultur fallenden wilden Thiere sehen sich zur Arbeit gezwungen und auf diese Weise im Schweiß ihres Hells ihr tägliches Futter zu verdienen, oder werden, was für sie fast noch trauriger ist, dressirt und zu gelehrt oder kunstreichen Individuen herangebildet und dann allabendlich der Bewunderung des geehrten Publikums preisgegeben, was ihnen endlich tödtlich langweilig sein muß. Anders die wilden Wörter. Sie bleiben und sind durch keine Dressur zu zähmen und nutzbar zu gestalten. Auch sind sie nicht umzubringen, so schädlich sie sein mögen. Wir werden fortwährend von ihnen gestört, sie verderben unablässig unsere Sprache, aber es ist ihnen nicht beizukommen. Eine Jagd auf wilde Wörter ist interessant und auch lustig, aber sie verläuft immer wie das Hornberger Schießen.

Ganz unterhaltend ist es auch, unser Wild genau zu betrachten, um wieder einmal seine Wildheit festzustellen.

Jemand, der im Theater war, berichtet mit Schauern, es sei hundeleer gewesen. Er sagt dies, ohne dabei zu bedenken, daß er ein schrecklich wildes Wort auf den Hörer losgelassen hat. Wenn man ihn fragte: Haben Sie schon jemals einen leeren Hund gesehen? so würde er den Frager für toll halten, denn er hat ja nicht von einem leeren Hund, sondern von einem leeren Theater gesprochen, und ein solches bezeichnet man bekanntlich allgemein als hundeleer. Es fällt ihm kein besseres als ein ganz schlechtes Wort ein, ein absolut unsinniges. Aber nicht nur der Hund, sondern auch die Raqe findet bei der Bezeichnung der Theaterleere Beschäftigung, die Raqe eine fast noch unsinnigere als der Hund. Statt das Theater hundeleer zu nennen, sagt man nämlich auch: „Es geht keine Raqe in's Theater“, oder: „Es war keine Raqe drinnen.“ Wie die Raqe in den Verdacht, Theaterbesucherin zu sein, und so in die Sprache gerathen ist, das festzustellen wird wohl niemals gelingen. Thatsache ist, daß auf diesen Bühnen Raquen engagirt sind, welche daselbst die Kammerdienerrolle spielen, und es steht auch fest, daß Theater, der von der „mise en scene“ sprechen hört, an die Raqe denkt, welche hinter den Kulissen den Ratten nachstellt und sich wohl auch auf der Jagd zum Entsetzen der Reale während der Vorstellung vor das Publikum verirrt, nicht zu verwechseln mit den „rats“, den armenleuten, meist vom Köbbelien entflohenen Balletmächt'ern, welchen von Salonfrowen nachgestellt wird. Aber um wieder auf die besagte Raqe zu

kommen: es wird im Cafehausjargon nicht von der Bühnenraqe gesprochen, wenn man die Leere eines Theaters dadurch näher bezeichnet, daß man behauptet, es sei keine Raqe drinnen gewesen, sondern von einer Raqe als Beschüderin gesprochen, und man könnte mit demselben Recht sagen, es sein kein Nilpferd, oder kein Dromedar, das nicht mit dem Trampellhler zu identifiziren ist, im Theater gewesen. Ich habe schon ärgerliche Leute ihre Schilderung überreiben hören: „Es war hundeleer, keine Raqe war drinnen!“ Ein Hund also, der so leer ist, daß sich nicht einmal eine Raqe in ihm aufstellt! Da ist der Rubel im „Jausi“ denn doch ein anderer Hund. In dem steht doch wenigstens Mephistopheles.

Der eben erwähnten Sippe der Raqethiere verdankt die Sprache noch zwei nach Kräften unsinnige Wörter: mäusehüll und rattenfahl. Daß die Maus als die Repräsentantin der Stille gelten soll, wird Keinem einleuchten, der jemals Nachts das Zimmer mit einer Maus getheilt hat. Der Unglückliche will eben die Augen schließen, da hört er ein Klagen und Kratzen. Voll Entsetzen sagt er sich, es sei eine Maus im Zimmer. Das ist ein Lärm, dem er jeden anderen vorziehen würde, selbst den des Klavierpielens, das je mitunter einen Spektakel bildet, welcher Steine erweichen und Menschen rasend machen kann. Bekanntlich kann ein Artillerist sein Ohr derart an ein die Erde erschütterndes Bombardement gewöhnen, daß er mitten in diesem furchtbaren Dröhnen einschläft und nur mit großer Mühe zu erwachen ist. Aber der Lärm, den eine Maus hervorbringen kann, wird ihn nicht schlafen lassen. Wenn in Wallenstein's Quartier eine Maus gewesen wäre, so hätte er kein Auge schließen können, um einen langen Schlaf zu thun, wie er ihn zu thun denkt, und wäre dieser letzten Tage Qual größer, als er sie bezeichnet, gewesen. Kein Zapieter erträgt ruhig den Lärm, den eine einzige Maus machen kann, und ihm wird jeder Hehl weichen, der nicht vor dem mörderischen Kanonengebrüll zurückwiche, und perzweifeln würde er schreien: „Eine Raqe! Eine Raqe! Ein Königreich für eine Raqe!“, er, der im dichtesten Handgemenge nicht nach einem Pferde schreien würde. Und doch hat man sich daran gewöhnt, der Stille um, sie ganz besonders auszusprechen, den Titel dieser abentheuerlichen Bestie zu geben und sie noch mit einem fast zärtlichen Diminutivum zu verschönern. Es ist empörend dumm. Ich gebe ja zu, daß eine Stille ganz besonders gründlich sein kann, dann aber ist sie die Stille jedes anderen Wesens, welches abso- lut so still ist. Wenn der Elefant still ist, so ist er genau so still wie das Mäuschen, und man könnte mit demselben Recht elephantenstill sagen.

Während die Sprache so die Stille der Maus als ganz besonders musterhaft unsterblich macht, so hat sie den Tod der Maus als einen ganz besonders ermahnenwerthen Tod bezeichnet. Sie sagt: mausetod. Wie ich nun todte Mäuse kenne, sind sie genau so todt wie todte Fliegen oder todte Ochsen, und eine mausetodte Fliege ist nicht todter als eine todte. Vielleicht aber hat der Verehrte, der zuerst das Wort mausetodt ausgesprochen, eine ganz besonders todte Maus gesehen und vielleicht neben dieser eine Ratte, welche außerordentlich lahl war, worauf er auch das schreckliche Wort „ragentahl“ oder „rattenfahl“ zuerst laut werden ließ. Hoffentlich ist er mittlerweile logischer geworden oder beschäftigt sich nicht mehr mit Wortbildungen, für welche Kunst er kein Talent zu haben scheint.

Der verehrte Leser wird sehr erstaunt sein, daß man über die wilden Wörter so viele Worte machen kann und liebenswürdig sagen, sie seien nun einmal da, man solle ihnen nicht die Thüre weisen, und übrigens sei unsere Sprache steinreich an solchen Wildlingen, die durchaus nicht stürten. Steinreich! Da haben wir wieder so ein Wortlein, das sich ohne Legitimationspapiere in unserer Sprache aufhält und am Ende zu den eingeschorenen Wörtern sagt: Wir Wilden sind doch bessere Wörter! Steinreich soll sehr reich heißen. Wenn man von mir behaupten könnte, ich sei steinreich, so wäre mir das recht angenehm, aber es wäre mir sehr unangenehm, wenn man mich fragte, weshalb man einen Raben einen steinreichen Mann nenne. Steine können ja sehr werthvoll sein, aber man nennt einen Mann nicht steinreich, weil er viele Gesteine besitzt, sondern weil er viel Geld und Werthpapier und ähnliche nützliche Dinge aufgehäuft hat. Man nannte sehr reich steinreich, wie man sehr hart seinbar und sehr alt seinbar nannte, und schau so ein unheilbar milbes Wort, das nicht wieder zu erwilfi-

ren sein wird. Um diese Wildheit in ihrer ganzen Schrecklichkeit darzustellen, braucht man nur einen sehr armen als einen steinreichen Mann, ein sehr schönes als ein steinreiches Mädchen oder eine sehr süße Raqe als eine steinreiche Raqe zu bezeichnen. Man könnte das mit ganz demselben Recht thun, mit welchem man den Stein auf reich geworfen hat.

Die Schlittenfahrten der Genssen.

Alle erfahrene Jäger haben in schneereichen Wintern und besonders dann, wenn der Schnee durch starken Frost bereit ist, beobachtet, wie einzelnes von Hunden oder Treibern gezähmtes Wild dann, wenn es von hohen und baum- und strauchfreien Bergen zu Thale eilt, oft eine unfreiwillige Rutschpartie bergab macht. Die große Eile auf der glatten und stark abschüssigen Bahn bringt das fliehende Wild zu Fall und so geschieht es zuweilen, daß ein solches Stück Wild auf die Hinterpranken zu kauernt kommt und abwärts rutschet und auf diese Weise ganz unfreiwillig zu einer amüsanten Schlittenpartie kommt. Hasen und Rehe, Bären und Genssen sah man solche unfreiwillige Fahrten machen, aber nur die Genssen allein, diese großen Meister im Hochsprunge, haben aus diesen zufällig entstandenen Bewegungen Nutzen gezogen, indem sie aus dem unfreiwilligen Hinabgleiten über die Schneefelder ein Spiel machen, wohl das einzige bekannte und von Thieren erfundene Bewegungsspiel. Verschiedene Augenzeugen haben das Schlittenfahren der Genssen beobachtet und erzählen Folgendes als feststehende Thatsache: Wenn Genssen im Sommer bis zu dem Firnschnee emporgestiegen sind und sich vollkommen sicher und ungestört wissen, vergnügen sie sich oft damit, daß sie sich an dem oberen Ende stark geneigter Firnschneefelder plötzlich in kauernder Stellung auf dem Schnee werfen, mit allen Läufen zu rudern beginnen, sich dadurch in Bewegung setzen, nunmehr auf der Schneefläche nach unten gleiten und oft 100—150 Meter in dieser Weise gleichsam schlittenfahrend durchschleusen; wobei der Schnee hoch aufsteigt und sie wie mit Puderstaub bedeckt. Unten angekommen springen sie wieder auf die Läufe und klettern langsam denselben Weg hinauf, welchen sie herabstürzend zurückgelegt hatten. Die übrigen Mitglieder des Rudels schauen den gleitenden Kameraden vergnüglich zu, und eins und das andere Stück beginnt dann dasselbe Spiel. Oft fährt eine und dieselbe Gensse zwei-, drei- und mehrmal über den Firnschnee herab; oft gleiten mehrere unmittelbar nacheinander in die Tiefe.“ Wir haben also hier ein Thierpiel, wir wir es eben Winter bei unsern Kindern sehen, wenn sie auf Schlitten oder in kauernder Stellung auf den Füßen, oft auch mit einem Stab zwischen den Beinen, den sie mit den Händen festhalten, über die Schneefläche vom Gipfel eines Hügelns in's Thal gleiten. An solchen rutschenden Bewegungen vergnügen sich auch andere Thiere, wenn sie dieselben kennen gelernt haben. Ein Hündchen, das zufällig mit den Vorderpfoten in einen Pantoffel gerieth, der durch diesen Druck weiter rutschte, machte aus dieser Entdeckung ein Spiel und rutschte in dieser Weise, indem er mit den Hinterfüßen nachschob, vergnüglich bellend oft lange Zeit im Zimmer hin und her.

Schneidig.

„Meine Gnädigste, bin heute beinahe Walfisch!“

„Walfisch? — Wieso, Herr Lieutenant?“

„Schwimme in einem Ocean von Wonne, Sie zu sehen!“

Begründet.

Kaufmann (zu einem Lehrling: „Sagen Sie Ihrem Prinzipal, er habe sich in der mir übergebenen Rechnung um 50 Centis geirrt!“)

Lehrling: „Nicht möglich!“

Kaufmann: „Warum nicht möglich? Irren ist menschlich!“

Lehrling: „Schon recht — aber mein Prinzipal ist ein Unmensch!“

Selbst am.

Schauspielerin (einem ihrer Verehrer Photographiren zeigend): „Es ist doch seltsam, daß man auf den ältesten Photographien immer am jüngsten aussieht!“

Nur keine Uebertreibung.

Frau: „O, wäre ich doch nie geboren!“

Mann: „Geh' zu und mach kein so Aufhebens wegen dem einzigen Mal, wo Dir das paßst ist!“